

btb

Buch

Nichts mag die handfeste Farmerin Benni Harper lieber, als Geheimnissen und ungelösten Kriminalfällen auf den Grund zu gehen. Das ist übrigens das Einzige, was ihren Mann, Polizeichef Gabe Ortiz, an ihr stört. Natürlich ist Benni begeistert, als sie völlig unerwartet Haus und Vermögen eines ihr unbekanntes Mannes erbt. Ehe sie das Erbe antreten kann, muss sie allerdings eine Zeit lang allein in diesem Haus wohnen. Sie stellt fest, dass dieser Jacob Chandler sehr viel von ihr wusste. Woher nur? Und es geschehen allerlei merkwürdige Dinge: Blut auf der Türklinke, die Garage brennt ab, sie wird verfolgt. Doch Benni lässt sich nicht verunsichern, sie ist entschlossen, herauszufinden, wer der alte Mann war, der ihr sein Vermögen vererbt hat. Schließlich erfährt sie, dass das Haus ein ganz besonderes Geschenk an sie ist.

Autor

Earlene Fowler lebt mit ihrem Mann, einer Unmenge von Quilts und dreiundzwanzig Paar Cowboystiefeln im kalifornischen Fountain Valley. Ihre Benni-Harper-Serie ist vielfach preisgekrönt und hat eine riesige Fangemeinde in den USA.

Bei btb bereits erschienen

Der Museumsmörder. Roman (72903)

Earlene Fowler

Die geheime Botschaft

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Martina Klüver*

btb

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Mariner's Compass« bei Berkley Prime Crime, New York

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2003

Copyright © 1999 by Earlene Fowler

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

SR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72904-6

www.btb-verlag.de

Für Karen Gray, Christine »Nini« Nybak Hill,
Jo-Ann Mapson,

deren Zuneigung, Zuspruch und Freundschaft
mir beim Schreiben dieses Buches sehr geholfen
und mir Kraft gegeben haben. Ihnen gilt mein
allerherzlichster Dank.

PROLOG

Wenn ich jetzt zurückblicke, nach all der langen Zeit, die mich gelehrt hat, dass das Wort Familie sehr viel mehr bedeutet, als ich je geahnt hätte, dann kommt mir alles, was geschehen ist, so aufgebauscht vor, so dramatisch, wie das Leben eben nur sein kann, wenn man jung, feurig und voller Tatendrang ist. Nimmt das Leben dann nicht exakt den Lauf, den man im Sinn hatte, stellt sich nicht alles als schön und nett und als perfekt heraus, dann möchte man sicherlich am liebsten auf der Stelle sterben. Aber man muss weiterleben mit der Enttäuschung, die einem im Hals steckt, hart und rau und bitter wie ein Klümpchen Erde.

Ich sage Ihnen eins: Die wirklich wichtigen Momente im Leben kündigen sich nicht mit großem Trara an. Und selten weisen uns Fähnchen, Warnsignale oder Nebelhörner auf große Veränderungen hin. Sie kommen über einen wie ein Dieb in der Nacht – eine Postkarte vom Labor: »Bitte suchen Sie Ihren Arzt auf«, eine Straßenkreuzung zum falschen Zeitpunkt, ein Ei, das in einer winzig kleinen kosmischen Explosion mit einem Spermium verschmilzt, ein Quarter in einem Spielautomaten, ein Lenkrad, das herumgedreht, eine Waffe, die abgefeuert wird, ein Geliebter, der Schluss macht, ein Kind, das von zu Hause weggeht, eine Stimme am Telefon – »Es tut mir Leid Ihnen mitteilen zu müssen ...«. Von einem Augenblick zum anderen ist alles anders, und man meint, der Rest des Lebens wird ein quälendes Vorher-und-Nachher sein. Erst von der gelassenen, be-

schaulichen Warte des Alters aus begreift man, dass viele solcher Vorhers und Nachhers ein Leben ausmachen; sie bilden eine lange Reihe, und jede Einzelne dieser Erfahrungen kann das Herz gefühllos und zu zähem Leder machen oder es in ein Organ mit unendlichen Gaben verwandeln, in einen Hort des Mitgefühls, in ein Vehikel der Gnade.

Ich habe diese Augenblicke selbst erfahren. Meine Mutter ist gestorben, als ich sechs war, ich entsinne mich kaum daran. Mein erster Ehemann, meine große Jugendliebe, ist gestorben, als ich vierunddreißig war, woran ich mich bisweilen noch mit einer Klarheit erinnere, die mein Herz in tausend Stücke zerspringen lässt. Seitdem habe ich viele Menschen verloren, die ich geliebt habe. Aber in meinem Herzen leben sie weiter, und ich glaube, dass ich sie alle eines Tages wiedersehen werde, und das wird wahrlich ein Freudentag sein.

Wenn ich das vom Wetter gegerbte und immer noch ansehnliche Gesicht jenes Mannes betrachte, den ich nun schon seit vierzig Jahren liebe, dieses zweite und unerwartete Geschenk Gottes, dann bin ich dankbar dafür, dass wir nicht wissen, was die Zukunft bringt. Könnten wir das, so ist mir klar geworden, dann wäre der Rhythmus des Lebens gestört. Alles wäre anders für uns. Das Leben besäße nicht mehr denselben Zauber, dieselbe Glückseligkeit. Und glücklich hat mich dieser Mann wirklich gemacht!

Diese Geschichte erzählt eines jener Nachher-Erlebnisse. Damals dachte ich, mein Herz würde brechen. Jetzt weiß ich, dass Herzen nicht brechen, sie dehnen sich, oder sie werden hart wie Stein. Ich habe gelernt, dass nicht Erfahrungen selbst, sondern vielmehr die Tatsache, wie wir mit ihnen umgehen, uns zu dem machen, was wir sind. Ich habe festgestellt, dass wir alle den Schlüssel zu unserem Glück selbst in der Hand halten. Mein Weg zu dieser Erkenntnis war nicht einfach, aber jeder schmerzvolle Schritt dorthin war die Mühe wert.

KAPITEL 1

Ich hab keine Ahnung, wer er ist«, sagte ich, »bist du sicher, dass ich damit gemeint bin?«

»Schätzchen, es gibt sicher keine andere Albenia Louise Harper in San Celina, Kalifornien. Natürlich bist du gemeint«, sagte Amanda Landry mit breitestem Südstaatenakzent. Sie war nicht nur meine beste Freundin und eine ausgezeichnete Quiltnäherin, sondern leistete dem Josiah Sinclair Folk Art Museum und der dazugehörigen Künstlerwerkstatt, deren Leiterin ich war, auch noch Beistand in rechtlichen Fragen. »Du hast ohne Zweifel geerbt.«

»Was denn?« Im Hintergrund hörte ich ein Telefon klingeln. Sie rief mich also aus ihrem Büro in der Stadt an, das über dem neuen Ross-Laden lag. »Willst du kurz rangehen?«

»Nein. Ma'am. Ich weiß, wer dran ist, und ich versuche dem Betreffenden aus dem Weg zu gehen.«

Ich lachte und fragte: »Wer ist es denn diesmal?« Amandas Liebesleben war das Einzige, bei dem ihr scharfer Verstand ganz und gar versagte. Das Klügste, was sie bisher gemacht hatte, war, keinen ihrer großartigen und höchst, unterschiedlichen Verehrer zu heiraten. Bis jetzt jedenfalls.

»Dieser total verrückte Staatsanwalt, mit dem ich mal ausgegangen bin. Ein echter Reinform! Und jetzt glaubt er, in mich verliebt zu sein. Mein Gott, er hatte weiße Socken an und korallenrote Hushpuppies. Korallenrot! Als ob zwei Hummer an seinen Füßen verendet wären. Was hatte ich mir bloß dabei gedacht?«

»Nichts. Darin besteht auch dein Problem mit Männern. Aber lass uns dein Liebesleben später unter die Lupe nehmen. Ist das echt wahr?«

»So echt wie das Brandzeichen auf deinem Vieh, Süße.«

»Wer ist dieser Jacob Chandler! Ich hab noch nie was von ihm gehört.«

»Ich hab selbst erst heute Morgen durch Deputy Coroner davon erfahren. Reichlich früh übrigens. Er ist in ein recht nettes Tête-à-tête mit Mel Gibson geplatzt. Dieser arme alte Mr. Chandler hatte letzte Nacht einen Herzinfarkt, mehr weiß ich nicht. Warum treffen wir uns nicht einfach gegen Mittag im Lid-die's und besprechen alles ganz offiziell? Und weil du was erbst, darfst du mich auch zum Mittagessen einladen.«

»Springt Geld dabei raus?« Der neue Truck, den ich beim Chevy-Händler gesehen hatte, kam mir in den Sinn. Ich hatte meinen alten Harper Ranch Truck vergangenen November meinem Schwager überlassen und fuhr seit fünf Monaten Gabes uralten Chevy Pickup, Baujahr 1950. Für meinen Job im Folk Art Museum, aber auch weil ich hin und wieder auf der Ranch meines Vaters zu tun hatte, brauchte ich ein Gefährt, bei dem ich mir nicht über jeden Kratzer im Lack Gedanken machen musste. Auf jeden Fall brauchte ich ein Gefährt mit anständigem Radio. Gabe und ich hatten bereits über den Kauf eines neuen Wagens gesprochen, und er hätte seine Unterschrift auch unter den Scheck gesetzt, aber ich wollte das Auto selbst bezahlen, weil Gabe in unserer jungen Ehe schon viel mehr bezahlte, als mir lieb war. Plötzlich überkam mich eine Woge von Schuld und Scham. Da war jemand gestorben, jemand, den ich womöglich sogar kannte, und ich konnte an nichts anderes denken als daran, was ich wohl bekommen würde.

»Er hatte ein Sparbuch«, fuhr Amanda fort, »aber ich habe keine Ahnung, was drauf ist. Ich habe das Testament vor ein paar Jahren für ihn aufgesetzt, und ich weiß wirklich nicht mehr, wie viel dieser Mann besaß. Lass dir bloß nicht diesen hübschen Latino-Chauvi abspenstig machen. Bis heut Mittag.«

Als Gabe vom morgendlichen Joggen zurückkam, starrte ich immer noch auf den Küchenfußboden.

»Stimmt was nicht?«, fragte er. Er hob herausfordernd den Kopf und sah mich mit jenem durchdringenden Blick an, den viele Polizisten nach ein paar Dienstjahren draufhaben.

Ich blickte zu ihm auf und lächelte. »Wie war das Laufen?«

Er sah zur Küchenuhr hinüber, die wie eine Kuh aussah. »Hat eine halbe Stunde länger als sonst gedauert, weil Mrs. Potter, die ein Stück die Straße runter wohnt, sich mit mir darüber unterhalten wollte, ob nächstes Jahr wieder ein Mardi-Gras-Umzug stattfindet und was ich gegen diese nackte Frau zu tun gedenke, die sie das letzte Mal gesichtet hat.«

»Eine nackte Frau? Ich kann mich an keine nackte Frau erinnern.«

»Ich glaube, sie hat jemanden gesehen, der ein Kostüm mit einem String-Tanga getragen hat, und war geradezu schockiert.«

»Diese Teile sind geschmacklos, aber sie verstoßen doch nicht gegen das Gesetz?«

Er grinste. »Nirgends, wo ich leben möchte.«

Ich verdrehte die Augen. »Ich nehme mal an, dass du das nicht zu Mrs. Potter gesagt hast.«

»Nein, ich sagte, dass ich mich darum kümmern und ihr Bescheid geben werde. Obwohl ich selbst noch nicht weiß, ob wir nächstes Jahr überhaupt wieder Mardi Gras feiern werden. Das hängt ganz davon ab, ob der Stadtrat die Überstundenvergütung für meine Beamten und die Helfer übernimmt. Das kann ich unmöglich auch noch aus unserem Budget bezahlen. Wir sollen in der Stadt für Sicherheit sorgen, und auf die vielen Leute beim Umzug aufpassen sollen wir auch noch.« Er zuckte mit den Schultern und trocknete sein schweißüberströmtes, dunkles Gesicht mit einem Küchenhandtuch ab.

Ich kniff ihn aufmunternd in den linken Bizeps. »Wir haben erst Anfang Mai. Du hast also fast ein ganzes Jahr Zeit, dir etwas einfallen zu lassen. Das wirst du schon schaffen. Tust du doch immer.«

»Mrs. Potter ist sich da nicht so sicher.«

»Ich wette, du hast sie richtig nett angelächelt und schon war sie Wachs in deinen Händen.«

Er verzichtete auf eine Antwort und zwinkerte mir zu. Mein blauäugiger Latino-Gatte war ein hübscher Kerl, dem es nichts ausmachte, sein Äußeres einzusetzen, wenn es der Sache diene. Er war aber auch ein erstklassiger Polizeichef und sorgte sich um das Wohl der Leute in San Celina. Das passierte ihm ständig, wenn er joggte: Jemand hielt ihn einfach an, weil er eine Beschwerde loswerden oder einen Vorschlag machen wollte, von dem derjenige meinte, dass Gabe unbedingt *sofort* davon unterrichtet werden musste. Er ließ diese Unterbrechungen gnädig über sich ergehen, während er auf der Stelle weiterlief und sich geduldig die oft weitschweifigen Klagen anhörte. Gabe versprach dann, der Sache nachzugehen, und hielt sein Versprechen immer. Ich war stolz auf diesen Mann, den ich vor fünfzehn Monaten geheiratet hatte, und bewunderte ihn dafür, wie er es geschafft hatte, sich nach zwanzig Jahren Dienst in den härtesten Revieren von Los Angeles an die recht unterschiedlichen Einwohner unseres kleinen Küstenstädtchens anzupassen, an die vielen pensionierten Großstadtlüchtlinge, die übermütigen College-Studenten, die Rancher und Farmer, die hier immer schon ansässig waren, die Ölarbeiter, Unidozenten und an die verschiedenen ethnischen Gruppen.

»Genug über mich geredet«, sagte er. »Ich wiederhole: Stimmt was nicht?«

Ich öffnete den Kühlschrank und schenkte ihm ein Glas Grapefruitsaft ein. »Wie kommst du denn darauf?«

Er schaute mich über das Glas hinweg an, seine blau-grauen Augen blitzten belustigt. Meine Unfähigkeit, meine Gefühle zu verbergen, war ein wunder Punkt, seitdem wir uns kannten. Nun ja, *mein* wunder Punkt. Er amüsierte sich immer köstlich darüber. Ich streckte ihm die Zunge heraus.

»Du bist so unglaublich raffiniert, *chica*«, sagte er. »Also, was ist los?«

Erst wollte ich ihn noch etwas auf die Folter spannen, aber ich *musste* es einfach erzählen. »Ich habe geerbt.«

»Wer ist denn gestorben?« Er trank den Saft in drei Zügen aus und stellte das leere Glas in die Spüle.

»Ein gewisser Jacob Chandler aus Morro Bay.«

»Wer war das?«

»Keine Ahnung. Ich bin mit Amanda zum Mittagessen im Liddie's verabredet, und sie eröffnet mir dort das Testament.«

Er knurrte ungläubig. »Bist du sicher, dass das kein dummer Scherz ist? Du kennst doch Amanda.« Er und Amanda empfanden eine gewisse Hassliebe füreinander, weil sein manchmal gültiges, manchmal provozierendes Machogehabe einer überzeugten Feministin wie Amanda einerseits ein gewisses Vergnügen bereitete, ihr andererseits aber mächtig gegen den Strich ging. Sie erzählten sich Polizisten- und Juristenwitze, tauschten sie aus wie Baseballkarten – jeder der beiden war erpicht darauf, den anderen zu übertrumpfen. Eigentlich hatten sie großen Respekt voreinander, aber sie hätten wohl lieber einen Besen gefressen, als das offen zuzugeben.

»Ich halte das nicht für einen Scherz«, sagte ich und setzte mich auf einen Küchenstuhl aus Pinienholz.

»Und was hat er dir hinterlassen?«

»Offensichtlich alles, was er besaß.«

»Und das wäre?«

»Das werde ich beim Mittagessen herausfinden.«

Er legte die Stirn in Falten. »Irgendwie gefällt mir das nicht.«

»Sergeant Friday«, sagte ich und benutzte den Spitznamen, den ich ihm verpasst hatte, als wir uns kennen lernten und dem er viel zu oft alle Ehre machte. »Heute ist *Samstag*. Setz die Polizistenmütze ab und hör auf, dir unnötig Sorgen zu machen. Wahrscheinlich hat er mir nur seine Schneekugel-Sammlung vermacht oder sonst was Seltsames, damit es im Folk Art Museum ausgestellt wird.«

»Du hast vermutlich Recht«, sagte er, zog mich vom Stuhl hoch und drückte mich an sich. Er roch nach salzigem Schweiß

und nach seinem herbem Deodorant. »Nun, Mrs. Rockefeller, heute Nacht vielleicht ein kleines Rumba-Tänzchen mit dem Hausangestellten gefällig?«

»Klar doch. Wenn du einen jungen, sexy Bademeister kennst, der tanzen kann ...«

Er knotete meinen Frotteemorgenmantel auf und ließ seine Hand unter mein knappes Hemdchen gleiten. »Wie wär's mit Lachs, über dem Eichenfeuer gegrillt, und einem Ausritt auf der Ranch. Wir haben Vollmond. Es soll angeblich Glück bringen, wenn man sich bei Vollmond draußen liebt.«

»Wer sagt das?« Ein leichter Schauer überlief mich, als sein Daumen diese Stelle an meiner Wirbelsäule sanft massierte. Er wusste, wo er mich berühren musste, damit ich schwach wurde.

»Du weißt schon, es heißt halt so.«

»Besorg mir Hummer und ich lass mir die Sache noch einmal durch den Kopf gehen« Ich wand mich aus seinen Armen und ging ins Schlafzimmer.

Er folgte mir und warf mir sein durchschwitztes, zusammengeknülltes T-Shirt an den Hinterkopf. »Meine Frau wird auch jeden Tag teurer.«

Ich hob das T-Shirt vom Boden auf und warf es zurück. »Tja, wer weiß, vielleicht kannst *du* dir ab heute Nachmittag eine Frau wie mich gar nicht mehr leisten.«

Während er duschte, zog ich eine frische Jeans und ein weißes T-Shirt an. Ich saß an meinem Toilettentischchen und flocht mein Haar, als er aus unserem winzigen Badezimmer kam und in dem voll gestopften begehbaren Schrank herumwühlte.

Er nahm eine neue dunkelblaue Levis und ein rotes Poloshirt, dann fuhr er mit dem Handtuch über sein struppiges schwarzes Haar. »Ich bin gegen vier Uhr wieder aus Santa Maria zurück. Überleg dir die Sache mit dem Ausritt. Letzten Sonntag bin ich mit deinem Dad zum Kenyon Flat geritten. Das Gras ist dort so weich wie eine Matratze.« Er schenkte mir ein supersexy Lächeln.

Ich lachte und befestigte ein Gummiband an einem Zopfen-

de. »Hey, Friday, deiner raffinierten Überzeugungstaktik kann man nur schwer widerstehen.«

Amanda wartete schon in Liddie's Café, unserem Lieblingsrestaurant. Es war das einzige altmodische Lokal in der Stadt, das noch rund um die Uhr geöffnet hatte. Sie saß am Fenster in einer Nische aus rotem Kunststoff und winkte mir zu. Ich hatte kaum ihr gegenüber Platz genommen, da kam auch schon Nadine, die Kellnerin, an unseren Tisch.

»Na, sieh mal einer an, was die Katze da wieder angeschleppt hat«, sagte Nadine. Ihre braunen Spatzenaugen starrten uns hinter einer dicken, rosa Plastikbrille hervor an. Sie behandelte jeden, vom Bürgermeister bis zum unbedeutendsten Studienanfänger, mit der gleichen gereizten Unhöflichkeit. Entweder man nahm es einfach hin oder man machte immer wieder aufs Neue die Erfahrung, dass der Lieblings-Kuchen, den man bestellen wollte, bereits ausgegangen war.

»Wie geht's meinem Süßen?«, fragte sie mich. Sie liebte Gabe heiß und innig und versuchte erst gar nicht, damit hinterm Berg zu halten.

»Er fährt heute nach Santa Maria. Was Dienstliches, glaub ich.«

»Richten Sie ihm aus, dass ich frische Himbeeren bekommen habe. Die heb ich ihm für Montagmittag auf. Vergessen Sie das bloß nicht.«

»Nadine, ich bin sicher, Ihretwegen würde er mich auf der Stelle sitzen lassen.«

»Da würd's ihm sicher besser gehen, Zuckerpuppe.« Sie leckte an ihrem Stift und bellte uns an: »Also, Täubchen, was darf's sein? Ich hab nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Cheeseburger, Coke und Zwiebelringe«, sagte ich.

»Einmal Herzinfarkt-Spezial, alles klar«, gab sie zurück, dann schaute sie Amanda an. »Und Sie, Miss Schickimicki-Anwältin?«

»Nadine, ich würde dich am liebsten mit nach Hause nehmen,

ehrlich«, sagte Amanda. »Du erinnerst mich so an mein gutes altes Mütterchen in Alabama, Gott hab das giftige Weib selig.«

Nadine klatschte ihren Bestellblock auf Amandas Kopf, was genau die Reaktion war, die Amanda hatte hervorrufen wollen. »Jemand sollte mal dieses Klugscheißermaul mit Kernseife ausspülen.«

Amanda zwinkerte mir zu. »Es gibt da einen Anwaltskollegen, der meint haargenau dasselbe.« Ihr großer Mund verzog sich zu diesem strahlenden Zahnpastagrinsen, das auch den zynischsten Vertreter der Staatsanwaltschaft weich werden ließ – vorausgesetzt er war männlichen Geschlechts. »Chefsalat und Eistee. Mit ganz viel Ranch Dressing. Auf dem Salat, nicht auf dem Eistee, Ma'am.«

»Ich bin nicht Ihre Ma'am«, brummte Nadine. Sie hatte uns bereits den Rücken zugewandt.

»Ich liebe sie«, sagte Amanda und fuhr mit den Fingern durch ihr dickes, sherryfarbenes Haar. »Meinst du, sie würde bei mir arbeiten wollen?«

»Du liebst die Gefahr«, ich grinste und nippte an meinem Wasser. »Schluss mit Nadine. Wer zum Teufel ist dieser Jacob Chandler, und was hab ich geerbt?«

Sie zog ein Bündel Din-A4-Blätter aus ihrer ledernen Aktentasche. »Ich erzähle dir alles, was ich weiß. Viel ist das aber nicht.« Sie legte die Blätter vor mir auf den Tisch und sagte: »Mr. Jacob Chandler aus Morro Bay in Kalifornien starb vergangene Nacht vermutlich an einem Herzinfarkt, und du bist seine Alleinerbin.«

Ich blätterte die Papiere durch, die im typischen Juristenjargon abgefasst waren, dann blickte ich zu ihr auf. »Gib mir die *Reader's Digest*-Version.«

»Kurz und knapp, du erbst das Haus in Morro Bay, seinen ganzen Besitz und alles, was auf seinem Bankkonto bei der Paso Robles-Filiale der San Celina Savings and Loan ist.«

»Ein Haus? Seinen ganzen Besitz? Wer war der Mann?«

»Ich weiß nur so viel: Er kam in meine Kanzlei, als ich den La-

den gerade erst gegründet hatte, und bat mich, sein Testament aufzusetzen. Damals habe ich dich noch nicht gekannt, deshalb hat mir dein Name überhaupt nichts gesagt. Ehrlich gesagt, ich hatte die ganze Sache längst vergessen. Erst als der Deputy Coroner mich von seinem Tod benachrichtigt hat, fiel mir alles wieder ein. Er hat offensichtlich keine nahen Verwandten und wird in einem Grab beigesetzt, das er schon vor einiger Zeit auf dem Friedhof von Paso Robles gekauft hat. Die Adresse der Leichenhalle liegt bei den Unterlagen. Alles ist schon geregelt und bezahlt. Du musst nur noch den Termin für das Begräbnis festsetzen. Ich bin die Testamentsvollstreckerin, man wartet auf meine Anweisungen. Und ich auf deine.«

»Das ist doch total merkwürdig«, sagte ich und schob die Zettel beiseite, als Nadine unser Mittagessen brachte. »Ich schwöre dir, ich kenne ihn nicht.«

Amanda besah sich eingehend die Teller mit dem Essen. »Wo ist mein Dressing?«

»Das brauchen Sie nicht, Missy«, antwortete Nadine. »Das blaue Kostüm spannte das letzte Mal, als Sie hier waren, ein bisschen um die Hüften.« Sie drehte sich um und stampfte davon.

Amanda seufzte und stach mit der Gabel in ihren Salat. »Mir fehlt mein Mütterchen wirklich sehr.«

»Und, was soll ich nun tun?«

Sie spießte eine Scheibe Putenbrust auf. »Schau dir doch ... einfach mal dein neues Haus an und such dir dann einen Makler.«

»Aber ich hab doch keine Ahnung, wer dieser Mann ist!« Der Gedanke, dass ein Fremder mir etwas so Wertvolles wie ein Haus vermacht hatte, ganz zu schweigen von all seinem restlichen irdischen Besitz, war faszinierend, aber auch ein wenig beunruhigend. Ich griff noch einmal nach dem Testament und versuchte vergeblich, aus den Zeilen etwas herauszulesen.

»Hier sind die Hausschlüssel.« Amanda schob mir über den Tisch einen Schlüsselbund zu. Daran hing auch ein kleiner handgeschnittener Cowboystiefel – winzige Sterne, Rosen und

Hufe prangten auf dem Schaft. Irgendjemand – Mr. Chandler vielleicht? – musste großes Talent im Holzschnitzen gehabt haben. Ich sah mir den Schlüsselbund ganz genau an und blickte überrascht zu Amanda auf.

»Da ist ja mein Name reingeschnitzt!« *Albenia* war mit schnörkeliger Schrift geschickt um die kunstvoll gearbeiteten Motive gewunden.

»Sieht ganz danach aus, als ob Mr. Chandler *dich* gekannt hätte«, sagte sie und nahm sich einen von meinen Zwiebelringen. »Übrigens, eine kleine Klausel ist in das Testament eingebaut.«

»Ich wusste, dass die Sache einen Haken hat.«

»Wenn du seinen Nachlass haben willst, musst du in dem Haus zwei Wochen lang ohne Unterbrechung wohnen und zwar von dem Tag an, an dem dir das Testament eröffnet wurde.«

»Wie bitte?«

»Allein. Keine Gäste, die über Nacht bleiben.«

»Wie bitte?«

Sie lachte. »Du wiederholst dich.«

»Du nimmst mich auf den Arm.«

»Nein, Ma'am, das ist im Testament so festgelegt. Wenn du dich nicht darauf einlässt, dann fällt der ganze Besitz an den Staat, damit die Staatsschulden gesenkt werden.«

»Wie bitte?«, kreischte ich.

»Und, bevor du die Frage selbst stellst, ja, das Ganze ist legal und juristisch einwandfrei. Du kannst nichts dagegen tun. Entweder du gehst auf die Vorgaben ein, oder du überlässt das Geld unserem so herrlich heruntergewirtschafteten Staat.« Sie klappte sich noch einen Zwiebelring und tauchte ihn in den großen Klecks Ketchup auf meinem Teller.

Ich stöhnte. »Gabe kriegt bestimmt einen Anfall, wenn er davon erfährt. Er hatte von Anfang an so seine Zweifel.«

»Das ist wirklich das merkwürdigste Erbe, das mir in meiner ganzen Laufbahn als Anwältin zu Ohren gekommen ist. Bist du sicher, dass du den Kerl nicht kennst?«

»Keinen blassen Schimmer.« Ich steckte den Schlüsselbund

in meine Handtasche und griff wieder zu meinem Cheeseburger.
»Aber ich werde es herausfinden. Darauf kannst du Gift nehmen.«

KAPITEL 2

Nachdem wir uns noch einen Pfirsichkuchen geteilt hatten und ich mir Amandas Nörgelei über ihren Hummer-beschuhten Staatsanwalt in voller Länge angehört hatte, fuhr ich in die Stadt zu Blind Harry's Book Store and Coffeehouse. Der Laden gehörte meiner besten Freundin, Elvia Aragon. Das Schaufenster stand voll mit pastellfarbenen Statuetten, Gedichtbänden und verschnörkelten Glückwunschkarten, die die mütterlichen Tugenden priesen, in der Hoffnung, die Passanten würden dazu verleitet werden, zum Muttertag etwas bei Blind Harry's zu erstehen. Es war ungewöhnlich warm für Anfang Mai. Draußen wimmelte es nur so von Studenten in ärmellosen T-Shirts und knappen Shorts, die früh etwas für ihre Bräune tun wollten, was sie wohl in zwanzig Jahren bedauern würden. Die Abschlussprüfungen fanden erst in ein oder zwei Wochen statt, und es herrschte Festtagsstimmung wie am 4. Juli bei einem Straßenfest.

»Wo ist denn die *patrona*?«, fragte ich das junge Mädchen hinter der Ladentheke. »Oben oder unten?«

Elvias schalldichtes, elegantes, im französischen Landhausstil eingerichtetes Büro befand sich im oberen Stockwerk, aber meine Freundin, die in einem Haushalt mit sieben Kindern aufgewachsen war, hielt sich oft unten im Café auf, wo sie in aller Ruhe ihren Papierkram erledigte, umgeben vom Lärm und Durcheinander ihrer geliebten Kunden.

»Sie isst in ihrem Büro mit Emory zu Mittag«, sagte die Ange-

stellte und spielte mit der blauen Strähne in ihrem langen schwarzen Haar. »Er meinte, sie wollten nicht gestört werden.«

»Na wunderbar, danke«, sagte ich und ging Richtung Treppe.

»Halt«, rief sie mir nach. »Er sagte wirklich, dass –«

»Oh, damit hat er aber bestimmt nicht *mich* gemeint.«

Elvia und ich waren seit der zweiten Klasse Busenfreundinnen. Damals waren wir zufällig nebeneinander gesetzt worden, das war der Beginn einer Freundschaft, die bis zum heutigen Tag so eng war wie zwischen Schwestern. Sie hatte noch sechs jüngere Brüder, deshalb war sie tough, hartnäckig, schön, smart, herrisch, loyal und fordernd. Für sie würde ich alles tun. Sie war aber auch schrecklich neugierig und würde mir den Hals umdrehen, wenn sie von jemand anderem von dem Erbe erfuhr. Oder – und das wäre weitaus schlimmer – sie würde von mir verlangen, meine Schulden in ihrem Laden zu begleichen.

Ich platzte in ihr Büro in der Hoffnung, Elvia und meinen Cousin Emory in flagranti zu erwischen. Ihre Hände lagen zwar ganz dicht beieinander, aber nur deshalb, weil die beiden auf Elvias Computerbildschirm starrten. Zwei zur Hälfte aufgesessene Caesar Salads standen am Rand des Schreibtisches.

»Tut mir Leid, wenn ich euer Schäferstündchen störe«, sagte ich und grinste.

Elvia starrte mich an. Es ärgerte sie gewaltig, dass ich Recht hatte, weil sie wirklich gerne mit meinem Cousin zusammen war. »Was willst du hier?«

Emory trat um den Tisch herum und umarmte mich. »Zuckerpuppe, dich wollte ich sowieso anrufen.«

»Ja, ja,« sagte ich und küsste seine weiche Wange. Ich setzte mich in einen von Elvias roséfarbenen Gästesesseln. »Das ist doch immer so, wenn du dir eine neue Freundin zulegst – dann ist deine Lieblingscousine Luft für dich.«

Elvia sah mich eindringlich an. Sie hasste es, wenn man sie als seine Freundin bezeichnete, aber ich dachte, je öfter ich es aussprach, desto unausweichlicher wurde sie es wirklich. Von mir aus konnten die beiden ruhig heiraten. Emory ging es genauso.

Das einzige Hindernis war dieses Latina-Weib, das unbedingt ledig bleiben wollte.

»Wo brennt's?«, fragte er und nahm neben mir Platz. Er trug seine normale Arbeitskleidung, die aus einer teuren legeren Wollhose, einem maßgeschneiderten Hemd und einem sportlichen Boss-Sakko bestand. Vergangenen November hatte er einen Job bei der *San Celina Tribune* ergattert, nachdem er mit Sack und Pack aus Arkansas hergezogen war, weil er davon überzeugt war, seine Liebste so eher rumzukriegen. In der kurzen Zeit hatte er für sich eine eigene Kolumne herausgehandelt und eines der besten Büros der Redaktion. Die Tatsache, dass er dank des einträglichen Geschäfts mit geräucherten Hühnerbrüsten, das sein Vater betrieb, finanziell unabhängig war, verlieh ihm jenes lässige Selbstbewusstsein, mit dem es einem nicht schwerfällt, eine gute Stelle zu finden.

»Darauf kommst du nie«, sagte ich.

»O Herr, erbarme dich unser! Deine Bewerbung für die Polizeischule ist endlich angenommen worden.«

Ich tat so, als gäbe ich ihm eine Kopfnuss. Ich war dafür bekannt, ganz unerwartet in gefährliche Situationen zu geraten, in denen manchmal auch Leichen mit im Spiel waren, und in seiner schadenfrohen Art machte sich Emory gerne über mich lustig und drohte mir damit, meine Bewerbungsunterlagen an die Polizei von San Celina zu schicken, so dass ich für meine Arbeit als Detektivin endlich auch etwas Geld bekäme.

»Nein, ich habe ein Haus geerbt und alle irdischen Besitztümer eines wildfremden Menschen, und ich wollte es euch beiden zuerst sagen.« Von der merkwürdigen Klausel erwähnte ich nichts, das musste ich erst Gabe schonend beibringen.

Bei dem Wort »Erbe« wandte sich Elvia vom Bildschirm ab. »Und, kriegst du auch Geld? Ich kenne nämlich eine großartige Anlagemöglichkeit ...« Ihre chanelroten Lippen schenkten mir das gewinnendste Lächeln.

Elvia hatte Blind Harry's nach und nach von seinem früheren Eigentümer erworben, einem Schotten, der in Reno lebte und